Die Göttin des Glücks.

Roman von Reinhold Ortmann.

1. Kapitel.

„Guten Abend, Bernhard! Wenn ich Dir ungelegen komme, sag's rund heraus! Du weißt, zwischen uns giebt's keine höflichen Redensarten und keine thörichten Empfindlichkeiten."

Der diese Worte gesprochen, war ein auffallend großer und stattlicher junger Mann von ausgeprägt nordischem, vielleicht friesischem Typus — blond, blauäugig und mit einem offenen, gutmüthigen Gesicht. Er hatte, von der Haushälterin ohne weiteres eingelassen, nach kurzem Anklopfen die Thür des einfach ausgestatteten Arbeitszimmers geöffnet und war auf der Schwelle stehen geblieben, mit seiner hohen, breitbrüstigen Gestalt den Rahmen fast vollständig ausfüllend.

In sichtlich freudiger Ueberraschung sprang der Rechtsanwalt Bernhard Sylvander, dem die frische Begrüßung gegolten, aus seinem Schreibstuhl auf und trat mit ausgestreckter Hand dem Besucher entgegen.

„Nein, Alter — und das ist gut für Dich! Denn wenn nicht alle Empfindlichkeiten zwischen uns verpönt wären, müßte ich Dich wohl mit sehr ungnädiger Miene empfangen. Es sind, glaube ich, beinahe zwei Wochen, daß Du Dich hier nicht mehr hast blicken lassen."

„Wirklich! Na, dann werde ich wohl alle diese vierzehn Tage hindurch von meiner Arbeit festgehalten worden sein. Der Mensch ist eben leider nicht blos zum Plaudern und Biertrinken auf der Welt. Ich störe Dich also nicht?"

„Im Gegentheil, Du konntest keine bessere Stunde wählen. Mach' Dir's bequem, mein lieber Harro! Da sind Cigarren, und für ein mannhaftes Getränk wird, wie ich denke, meine gute Frau Heitmüller auch ohne besonderen Auftrag sorgen. Denn daß Du es nur weißt, Harro Boysen: sie hat ihr verwittweites Herz an Dich verloren. Und daran, daß sie in den letzten vierzehn Tagen noch brummiger war als sonst, ist sicherlich nur Dein Ausbleiben schuld."

„Ja, es ist merkwürdig, was für ein Glück ich bei den Frauen habe, die über die sechzig hinaus sind. Vermuthlich ist in meiner äußeren Erscheinung etwas Hilfloses und Schutzbedürftiges, das sie geradezu herausfordert, mich freundlich zu bemuttern."

„In der That, das muß es sein", lachte der Rechtsanwalt, dessen schlanke Gestalt zierlich und beinahe klein erschien neben der des reckenhaften Freundes. „Unbegreiflich, daß ich nicht schon längst auf diese Erklärung verfiel. Aber sind es denn auch wirklich nur weibliche Wesen von so ehrwürdigem Alter, die Dich mit ihrer Zuneigung beglückten?"

Harro Boysen, der sich's bereits in der Sofaecke behaglich gemacht hatte, zuckte mit den Achseln.

„Junger Mädchen Gunst zu gewinnen, darauf verstehe ich mich herzlich schlecht. Ueberdies bekomme ich ja eigentlich gar keine zu Gesicht."

„Ausgenommen Fräulein Erika Herbold! Oder ist sie nicht mehr bei ihrem Vater?"

Der andere war eben im Begriff, sich eine Cigarre anzuzünden. Und aus der Umständlichkeit, mit der er dabei verfuhr, erklärte sich's wohl, daß die Antwort etwas lange auf sich warten ließ. — — —

„O doch!" sagte er endlich, sich ganz in blaue Rauchwolken hüllend. „Der aber imponire ich nicht. Und ein Verlangen, sich meiner Hilflosigkeit anzunehmen, hat sie bisher ebenso wenig zu erkennen gegeben. Wäre mir auch, offen gestanden, gar nicht sehr lieb, wenn sie's thäte."

„So hast Du Deine Ansichten über sie geändert?"

„Welche Ansichten, Sylvander?"

„Nun, ich glaube mich doch zu erinnern, daß Du Dich wiederholt recht wohlwollend über sie ausgesprochen hast."

„Wohlwollend? das ist schwerlich das richtige Wort. Ich habe Dir vielleicht gesagt, daß ich sie um ihres starken tapfern Charakters willen bewundere und daß — — aber da Du sie nicht kennst, kann Dich das eigentlich gar nicht interessiren. Und wir wollen mit Deiner Erlaubniß von etwas Vernünftigerem reden."

Das Erscheinen der Haushälterin schob den Beginn dieser vernünftigeren Unterhaltung noch um ein kleines hinaus. Die bejahrte Frau Heitmüller, die sicherlich viel braver und tüchtiger war, als sie hübsch und liebenswürdig aussah, brachte in der That unaufgefordert ein halbes Dutzend Bierflaschen und zwei Gläser, von denen sie zuerst dem Gast eins hinsetzte:

„Wohl bekomm's, Herr Boysen!" sagte sie, um dann nach einem kleinen Zögern hinzuzufügen: „Es ist Münchener Hofbrau, und hoffentlich noch frisch, obwohl es schon recht lange auf Sie wartet."

Harro Boysen hatte seinen Pokal gefüllt und trank ihr mit freundlichem Lächeln zu.

„Prosit, liebe Frau Heitmüller! Es ist frisch, als käme es direkt aus dem Faß."

(Fortsetzung folgt.)

Der Deserteur.

Roman von O. Elster.

(15. Fortsetzung und Schluß.)

„Ja, Mama. Durch die Großmuth Ihres Gatten ist ja Julie in den Stand gesetzt, einen Offizier heirathen zu können."

„Sprechen wir nicht davon", entgegnete sie ernst. „Julie hat es verdient — sie soll glücklich werden. — Kommen Sie, Harald."

Er reichte ihr den Arm und führte sie über die Veranda in den Garten.

Am andern Tage erhielt Oberstleutnant von Gimberg das Abschiedsgesuch Haralds mit der Bitte, zu den Reserve-Offizieren des Bataillons übertreten zu dürfen.

„Sehen Sie, lieber Fuchs", sagte der Kommandeur lächelnd zu seinem Adjutanten. „Ich habe mich in Heineck doch nicht getäuscht. Er zieht als Ehrenmann die einzig richtige Konsequenz aus meinen Worten .... Ich mochte ihm diesen Ausweg nicht vorschlagen, ich wußte, daß er ihn selbst finden würde. Nun werden wir den braven Heineck aus dem täglichen Kreise der Kameraden zwar verlieren, aber er bleibt trotzdem doch unser lieber Kamerad und soll uns stets willkommen sein, so oft er uns besucht. Und seine Frau — na, ich habe schon mit meiner Frau gesprochen, sie wird Frau von Heineck unter ihren Schutz nehmen und selbst in die Gesellschaft einführen ... ich denke, man wird nichts dagegen einzuwenden haben."

„Gewiß nicht, Herr Oberstlieutenant", entgegnete der Adjutant lachend, „zumal Heineck es jetzt dazu hat, ein großes Haus zu machen."

„Wenn Ihr Schwerenöther Euch in dieser Erwartung nur nicht täuscht", erwiderte der Kommandeur und drohte dem schlauen Adjutanten mit dem Finger.

22. Kapitel.

Die Sühne.

Zwei Jahre waren verflossen. An Stelle des alten Gasthauses zur guten Quelle erhob sich ein freundliches Landhaus mit weinumrankten Veranden und umgeben von einem in Blumenflor prangenden Garten.

Den Hintergrund bildete der Wald. Ein gut gepflegter Weg führte zu der kleinen Kapelle und der Grotte zur guten Quelle, wo sich Harald und Henriette einst gefunden.

Ein Bild des tiefsten Friedens bot die Villa, an deren Stirnseite die Worte standen: Zur guten Quelle, unter welchem Namen die Villa weit und breit bekannt war. Und eine Quelle des Glücks, des Friedens war dieses Heim in der That geworden für das junge Paar, welches es bewohnte. Man war überzeugt davon, wenn man Harald und Henriette Arm in Arm den Garten durchwandeln oder auf der Veranda stehen sah, wie er den Arm um ihre schlanke Gestalt legte und sie das blonde Haupt an seine Schulter lehnte und mit glücklichem Blick zu ihm aufschaute.

Hier mußte das Glück und der Frieden wohnen.

Diesen Gedanken mochte auch wohl der in armselige Lumpen gehüllte Mann hegen, der an der Gartenpforte lehnte und mit sehnsuchtsvollen, bangen Augen nach der Veranda hinüberschaute. Der Mann sah abgehärmt und abgezehrt aus; seine Kleidung bestand aus Lumpen, die ein alter französischer Soldatenmantel nur nothdürftig verhüllen konnte. Dennoch sah er nicht wie ein berufsmäßiger Bettler oder Landstreicher aus.

Auf seinem abgezehrten, von Wind und Wetter gebräunten Gesicht lag ein Zug unendlicher Traurigkeit, in seinen blauen Augen schimmerte feucht die Sehnsucht und um seine Lippen zuckte ein schmerzliches Lächeln.

Er mußte einen weiten Weg gemacht haben. In der Hand trug er einen derben Knotenstock, seine Schuhe waren zerrissen und beschmutzt, seine Kleidung, sein Hut, sein Gesicht und sein Haar mit dichtem Staub bedeckt.

Mit einem tiefen, traurigen Seufzer wollte er sich abwenden, als ein großer, brauner Jagdhund von der Veranda her mit lautem Gebell auf ihn zusprang.

„Ah, ich kenne Dich," murmelte der Mann mit schmerzlichem Lächeln. „Du gehörtest dem Monsieur Hauviller, jetzt dienst Du wohl dem neuen Herrn."

Durch das Gebell des Hundes waren Harald und Henriette auf den Fremden aufmerksam geworden.

„Ein Bettler, Harald," sagte die junge Frau. Soll ich ihm in der Küche zu essen geben?"

„Laß mich erst mit dem Mann sprechen," entgegnete Harald. „Er sieht mir gerade nicht sehr vertrauenswürdig aus, und ich möchte nicht, daß Deine Güte mißbraucht würde."

Damit näherte sich Harald der Gartenthür.

„He, guter Freund," rief er den Fremden an. „Wohin des Weges?"

Der Mann blieb zögernd stehen und sah Harald sinnend an.

„Was seht Ihr mich so an? Kennt Ihr mich?"

„Ich sollt' es meinen, Herr Leutnant," entgegnete der Fremde mit trübem Lächeln.

Harald stutzte bei dem Klange der Stimme. Er suchte in der Erinnerung, wo er diesen Mann schon gesehen hatte.

„Woher kennt Ihr mich?"

„Je nun — ich diente einst in dem Jäger-Bataillon, wo auch der Herr Lieutenant dienten ...."

„Ihr seid ein alter Jäger? — Woher kommt Ihr in diesem Aufzuge?"—

„Direkt aus Algier, Herr Lieutenant ..."

Harald erschrak. Ein plötzlicher Gedanke schoß ihm durch die Seele. „Mein Gott, wäre es möglich — ? — Tretet einmal näher! — Ihre seid doch nicht .... ?"

Der Fremde nahm den bestaubten Hut ab.

„Ja, ich bin es: Herr Lieutenant", sagte er mit bebender Stimme.

„Ihr früherer Bursche — Friedrich Reimers ..."

„Reimers — Friedrich! — Ja, jetzt erkenne ich Euch! — Um des Himmels Willen, wie seht Ihr aus? — Woher kommt Ihr? — Wohin wollt Ihr?"

„Das sind viel Fragen auf einmal, Herr Lieutenant. Wenn man sechs Monate im Lande umherzieht, meistens bettelnd, kann man wohl kaum anders aussehen. Woher ich komme, sagte ich Ihnen schon — aus Afrika, wo ich in der Fremdenlegion diente und als Invalide entlassen wurde. — Wohin ich will — in die Heimath, in das Gefängniß, wenn es sein muß, um wenigstens in der Heimath zu sterben."

„Mein armer Bursche, Du siehst schlecht aus. — Aber Du sollst nicht umsonst an meine Thür gekommen sein! .... So lasse ich Dich nicht fort. Tritt ein ..."

Er öffnete die Thür, langsam, scheu und zögernd trat Friedrich Reimers in den Garten.

„Sie nehmen einen Deserteur auf, Herr Lieutenant", sagte er.

„Davon sprechen wir später", entgegnete Harald, dem das Herz in Mitleid schwoll. „Vorderhand wollen wir Dich wieder herausstaffiren. — Liebe Henriette, sieh, das ist der unglückliche Friedrich Reimers.

Ein Ausruf mitleidigen Erstaunens entschlüpfte ihren Lippen.

„Mein Gott, der arme Mensch!"

„Ich danke Ihnen, Madame ... aber bedauern Sie mich nicht. Alles war ja meine Schuld."

„Vor allen Dingen kommt herein", sagte Harald. „Du mußt Dich erholen, Du mußt hungrig und durstig sein ...."

„Das schon, Herr Lieutenant. Aber in diesem Anzuge ..?"

„Dummes Zeug! — Wir werden schon einen anderen Anzug für Dich finden. Komme hier herein — in mein Zimmer, und Du, liebe Henriette, besorgst ein kräftiges Essen."

Dem armen Burschen traten die Thränen in die Augen, „Herr Lieutenant, ich wollte Sie wahrhaftig nicht belästigen. Nur sehen wollte ich Sie noch einmal — mich von Ihrem Glück überzeugen, von dem man mir erzählt hatte."

„Wer hat Dir davon erzählt?"

„Ach, das ist auch eine traurige Geschichte ..."

„Nun, so erzähle sie später. — Jetzt ißt und trinkt und dann wollen wir andere Kleidung für Dich heraussuchen."

Die guten Speisen, welche Henriette auftrug, verfehlten denn auch ihre Wirkung nicht auf den armen Kerl. Er sprach denselben tüchtig zu, man merkte, daß er lange nichts ordentliches genossen hatte.

Als er gegessen hatte, mußte er sich in Haralds Ankleidezimmer säubern und einen einfachen Jagdanzug anlegen. Mit trübem und doch stolzem Lächeln betrachtete er sich.

„Nun, mein Junge", fragte Harald lachend, „wie fühlst Du Dich?"

„Wie im Himmel, Herr Lieutenant!"

„Na, so rasch geht das nicht! — Aber nun setze Dich und erzähle mir. — Weißt Du denn nicht, daß Dir Herr Hauviller dreitausend Francs hinterlassen hat?"

„Ja, ich weiß es ..."

„Nun, und weshalb hast Du das Geld nicht eher abgehoben? Hat Dich die Nachricht des Notars nicht erreicht?"

„Ja und nein, Herr Lieutenant ...

„Wie soll ich Dich verstehen?"

„Ich wollte das Sündengeld nicht haben."

„Das Sündengeld?!"

„Ja, dafür hielt ich es wenigstens damals, denn ich dachte, es sollte eine Belohnung für meine schändliche Desertion sein."

„Aber man mußte es Dir doch auszahlen?"

„Man kannte mich in der Fremdenlegion nicht unter meinem wahren Namen; ich hatte mich unter falschem Namen einschreiben lassen — man fragt ja da nicht viel nach Papieren! Als nun die Nachricht von der Erbschaft einlief und der Major fragte, ob einer von uns den Namen Reimers führte, da meldete ich mich nicht."

„Aber, mein armer Bursche, das Geld konntest Du dreist nehmen."

„Ich weiß, Herr Lieutenant. Man hat mir jetzt alles erzählt."

„Wer?"

„Pierre Gaspard in Nancy ..."

„Was? — der alte Gaspard?" —

„Ja, und seine Tochter Jeanne ..."

„Ah, Du hast sie wiedergesehen?"

„Durch Zufall, Herr Lieutenant ... ich wollte, ich hätte sie nie wiedergesehen — nie — nie — denn — denn, Herr Lieutenant, Jeanne Gaspard war so tief gesunken, wie nur ein Frauenzimmer sinken kann ...."

„Armer Bursche."

„Bedauern Sie mich nicht, Herr Lieutenant. Es war ja alles meine Schuld. Bedauern Sie lieber die armselige Jeanne ...."

Und er brach in Schluchzen aus und verhüllte sein Gesicht mit den abgemagerten, sonnenverbrannten Händen.

Harald beobachtete ihn mit innigem Mitgefühl. Dann legte er ihm die Hand auf die Schulter und sagte ernst und gütig:

„Muth, Muth, mein armer Friedrich. Wenn das Mädchen verloren ist, das Dich ins Unglück gestürzt hat, so wollen wir dafür sorgen, daß Du dem Leben und einer ehrenvollen Thätigkeit zurückgegeben wirst. Aber Du mußt Dich aufraffen, Du mußt männlich Dein Geschick ertragen, Du mußt gut machen, was Du gefehlt."

„Wie kann ich das jemals gut machen, Herr Lieutenant!"

„Du weißt, daß Du hier in Deutschland als Fahnenflüchtiger betrachtet wirst?"

„Ja .... ich weiß es ..... aber ich konnte es in der Fremde nicht mehr aushalten. Wenn ich nur sterben könnte in der Heimath!"

„Du sollst nicht sterben, sondern leben, um gut zu machen. Die Sühne Deines Fehltritts mußt Du auf Dich nehmen, aber man wird Gnade walten lassen, denn Du hast in der Verzweiflung gehandelt .... das war nicht männlich gehandelt Friedrich Reimers."

„Ich wußte nicht, was ich that. — Und dann — man preßte mich fast mit Gewalt zu der Legion. Mir war ja damals auch alles einerlei."

„Du hättest Dich eher an mich oder an das Bataillon wenden sollen; aber das ist nun alles zu spät und Du mußt die Strafe auf Dich nehmen."

„Ich will es thun, Herr Lieutenant. Wenn ich nur wieder ein ehrlicher Mensch werden kann!"

„Das kannst Du, wenn Du den festen Willen hast. Jetzt aber lege Dich nieder, morgen sprechen wir weiter über Deine Angelegenheit. Komm, ich will Dich in eine Kammer führen, wo Du ruhig schlafen kannst."

Er führte ihn in ein kleines, sauberes Erkerzimmerchen, in dem ein einfaches Bett stand. Thränen der Freude und des Dankes rollten dem armen Burschen über die Wangen; er wollte Harald die Hände küssen, doch dieser wehrte ihn ab, wies auf das Bett und sagte: „Da — ruhe Dich aus. Und wenn Du jemandem danken willst, so danke dem treuen Gott, der über uns alle wacht."

Dann verließ er ihn, der schluchzend auf die Knie sank und vergebens nach Worten rang, um im Gebet seine übervolle Seele zu erleichtern.

Im Eßzimmer erwartete Henriette Harald mit dem Abendessen. Wie traulich das Zimmer aussah! Ueber dem Tisch brannte die Hängelampe; durch die offene Thür der Veranda wehten die lauen Lüfte des Sommerabends herein.

„Nun", fragte Henriette lächelnd, „hast Du Deinen Schützling untergebracht?"

„Ja, Henriette. — Weißt Du, wir müssen für ihn auch weiter sorgen."

„Gewiß, das ist auch meine Meinung", entgegnete Henriette ernst und bewegt. „Schon um des Andenkens willen an meinen armen Vater ...."

„Ja ... doch laß Dir die Schicksale des armen Menschen erzählen. Aber zuerst wollen wir essen, dann sind wir nachher ungestört."

Nach dem Essen erzählte Harald seiner Gattin alles, was ihm Friedrich gesagt. „Es ist ein trauriges Schicksal," schloß er, „aber ich denke, wir machen aus ihm doch noch einmal wieder einen brauchbaren, ehrlichen Menschen."

Henriette blickte eine Weile sinnend vor sich nieder. „Wir haben eine große Schuld an ihn abzutragen", sagte sie dann.

„Eine Schuld? — Wir?"

„Ja — als die Erben meines Vaters .... wenigstens ich bin seine Schuldnerin .... durch meinen Vater ist er ins Unglück gekommen ..."

„Wir wollen es gut machen, Henriette. — Ich verstehe Dich jetzt."

„Ich wußte es, lieber Mann. — Und da ist mir der Gedanke gekommen, ob wir Friedrich Reimers nicht als Förster in unseren Waldungen anstellen könnten, die jenseits der Grenze liegen."

„Weshalb jenseits der Grenze?"

„Nun, weil er in Deutschland nicht bleiben kann, er würde doch bestraft werden ...."

„Allerdings."

„Da ist es doch besser, wir geben ihm jenseits der Grenze einen Posten."

„Ist das Dein Ernst, Henriette?"

„Freilich ...."

„Und glaubst Du, daß Friedrich Reimers dann glücklich werden würde?"

„Weshalb sollte er nicht?"

„Mit dem Gedanken an seine ungesühnte Schuld?"

„Harald — Du willst doch den armen Menschen nicht dem Gericht überliefern?"

„Ja, das will ich, Henriette! Oder vielmehr er selbst soll sich dem Gerichte stellen — er soll die Strafe für seine Schuld mit männlichem Muth ertragen, er soll seine Schuld sühnen, dann, Henriette, dann will ich für ihn sorgen, wie für meinen Bruder."

Sie blickte scheu zu ihm empor, der ernst, fast finster in die Ferne sah. Doch dann eilte sie auf ihn zu und schlang die Arme um seinen Hals.

„Verzeih mir, Harald", bat sie. „Du hast recht — hundertmal recht — und ich war thöricht, zu denken, man könnte glücklich sein, ohne seine Schuld gesühnt zu haben. Mir that der arme Mensch leid — aber nun sehe ich, daß Dein Weg der einzige ist, um ihn wieder wahrhaft ehrlich, glücklich und froh zu machen."

„Ich wußte es, daß meine Henriette ihr Unrecht einsehen würde", entgegnete er gütig, ihren blonden Scheitel zärtlich streichelnd. „Und sei nicht zu besorgt", fuhr er mit leichtem Lächeln fort, „daß die Strafe allzu hart ausfällt. Sein Fall liegt ja ganz eigenartig, er ging ja nicht mit der Absicht über die Grenze, zu desertiren, die Umstände, seine Reue, seine freiwillige Rückkehr werden mildernd für ihn sprechen, vielleicht kann man auch die Gnade des Königs anrufen .... kurz, er wird wohl mit einigen Monaten Gefängniß davon kommen, dann mag er zu uns zurückkehren, ein freier Mann, ein ehrlicher Mann, dem ich gern meine Hand als Freund reiche. — Ist es so recht, Henriette?"

„Ja, ja, Du Guter, Du Edler!"

Und fester schmiegte sie sich an sein Herz und blickte zu ihm empor in liebendem Vertrauen.

Ende.

Russische Bahnräuber.

Ueber zwei auf den Strecken Alexandrowo-Warschau und Herby-Czenstochau in Russisch-Polen erfolgte Beraubungen zweier Eisenbahnzüge liegt im Neuen Wiener Tageblatt folgender ausführlicher Bericht vor:

Der Postzug No. 12 der Warschau-Wiener Bahn hatte, mit Passagieren vollbesetzt, die Station Pruszkow fahrplanmäßig verlassen und sollte im Wiener Bahnhof von Warschau um 8 Uhr 45 Minuten Abends eintreffen. Auf der Strecke zwischen den Stationen Wlochy und Golombki brachte ein Passagier plötzlich um 8 Uhr 13 Minuten durch die Anwendung der automatischen Westinghouse-Bremse den Zug zum Stehen. Kaum hatte der Zug zehn Werft von Warschau Halt gemacht, als ihn drei mit Revolvern bewaffnete Männer verließen, mit Blitzesschnelle auf die Lokomotive sprangen und den Lokomotivführer überwältigten, ihm den Befehl: „Halt, nicht einen Schritt weiter!" ertheilend. Gleichzeitig tauchten zu beiden Seiten des Zuges dreißig bis vierzig bewaffnete Männer auf, von denen die einen den Postwagen mit einem Kordon umschlossen, die anderen aber mit Revolvern in der Hand dem Zug entlangliefen und die erschreckten Passagiere mit den Worten beruhigten: „Ruhig sitzen bleiben, nicht aussteigen, es wird niemandem etwas geschehen!"

Den gleichen Befehl ertheilte man dem Zugpersonal. Dem Lokomotivführer aber wurde befohlen, sofort den Postwagen abzukoppeln und ungefähr eine habe Werft weit von den anderen Waggons wegzuführen. Nachdem dies geschehen war, drangen die Bewaffneten in den Postwagen und begannen mit der allergrößten Kaltblütigkeit den ganzen Waggon zu durchsuchen.

„Geben Sie das Geld her," riefen sie dem Beamten zu, „wir brauchen bloß das Geld, das Sie führen, nicht die Korrespondenz. Sie haben 16,000 Rubel aus Alexandrowo mit und 15,000 Rubel aus Lowicz. Wo ist dieses Geld?"

Ohne ein Wort zu sprechen, übergab der Beamte die geforderte Summe.

„Sie haben weitere 40,000 Rubel in Kopeken?"

Auch dieses Geld (im ganzen sind etwa 200,000 Rubel geraubt worden) befand sich binnen weniger Minuten im Besitze der Räuber, die also sehr genau über die Höhe der im Zuge vorhandenen Summen unterrichtet waren. In aller Ruhe verließen sie nun den Postwagen und sagten dem Lokomotivführer: „Wagen Sie es nicht, vor einer halben Stunde wegzufahren, jedenfalls aber nicht früher, bis Sie keinen einzigen von uns mehr sehen!"

Den anderen Teil des Zuges, die Personenwagen, bewachten, während der Raub verübt wurde, ungefähr zwanzig Mann, die zwei große rothe Fahnen mit der Inschrift P. S. P. (Polnische sozialistische Partei) entrollt hatten. Unterdessen erhielt die Station Warschau von Golombki aus die telegraphische Weisung, den Zug No. 12, der auf der Strecke stehengeblieben sei, vor dem Anfahren durch einen anderen Zug zu decken. Von dem Ueberfall selbst war weder in Warschau, noch in Pruskow etwas bekannt. Die Eisenbahn-Gendarmerie, die inzwischen von dem Vorfalle Kenntniß erhalten hatte, verlangte nun die Ausrüstung eines Extrazuges, und unter Führung eines Offiziers ging eine Infanterieabtheilung an den Schauplatz des Ueberfalles ab. Auf der Strecke wurde jedoch dieser Extrazug angehalten, da inzwischen der Postzug Nr. 12 die Weiterfahrt nach Warschau bereits angetreten hatte, wo er mit einer einstündigen Verspätung eintraf.

Die Beraubung des zweiten Zuges trug sich wie folgt zu: Um halb 11 Uhr Vormittags stiegen in der Station Gnaszyn auf der Strecke Herby-Czenstochau ungefähr zehn Personen in einen Wagen dritter Klasse ein, in dem der Kassirer des Zollamtes von Herby, Deminienko, mit zwei Aufsehern und vier bewaffneten Grenzwächtern fuhr. Deminienko hatte den Auftrag, 9000 Rubel in Baargeld und 42,000 Rubel in Anweisungen an die Staatsbank in Czenstochau abzuführen. Im Coupé herrschte vollkommene Ruhe — bloß einige Reisende unterhielten sich still miteinander, als plötzlich einer der neuen Passagiere an einen der Soldaten vom Gefolge Deminienkos herantrat, einen Revolver an dessen Stirne setzte und ihn auf der Stelle niederschoß. Dieser Schuß war offenbar ein verabredetes Signal, denn in demselben Moment betraten sechs Männer das Coupé, riefen laut: „Niemand rühre sich vom Fleck", und gaben gegen den Kassirer und gegen die Soldaten mehrere Schüsse ab. Zwei Soldaten wehrten sich, sie schossen gleichfalls, und tödteten einen Räuber. In dem Coupé fand eine förmliche Schlacht statt; es wurden nicht weniger als 150 Schüsse abgegeben. Deminienko, der Aufseher Kisielew und zwei Soldaten waren auf der Stelle todt, der vierte Soldat wurde schwer verletzt und ist seither seinen Verletzungen erlegen.

Während sich diese Szenen im Coupé abspielten, umstanden mehrere bewaffnete Männer die Waggons zu beiden Seiten auf dem Trittbrette und hinderten das Zugpersonal, den Räubern entgegenzutreten. In dem benachbarten Waggon der ersten und der zweiten Klasse fuhren der Kreiskommandant der Grenzwache General Westenring, der Brigadier der Grenzwache in Czenstochau General Zukato, der Oberst der Grenzwache Brzezicki, sowie der Dragoner-Rittmeister Heinrich Laguna. Als diese Herren die Schüsse im benachbarten Waggon hörten, sprang General Zakuto sofort auf die Plattform seines Waggons und gab einen Revolverschuß auf die Räuber ab. Es gelang ihm auch, einen von diesen zu verletzen, aber in dem Moment, da er wieder einen Schuß abgeben wollte, brach er selbst zu Tode getroffen zusammen. Von demselben Schicksal wurde General Westenring ereilt, der, das Beispiel Zukatos befolgend, dem überfallenen Kassirer Hilfe bringen wollte. Oberst Brzezick und Rittmeister Laguna versuchten nun, den Leichnam Zukatos von der Plattform ins Coupé zu schaffen; auch auf sie schossen nun die Räuber. Brzezicki wurde leicht verletzt, Laguna rettete sich, indem er sich im Moment, da er den Schuß krachen hörte, zur Seite beugte.

Die Räuber nahmen nun die lederne Geldtasche Kisielews an sich, sowie die vier Gewehre der ermordeten Soldaten und verließen den Zug. Die Leichen der Getödteten wurden nach Czenstochau überführt. Bei dem getödteten Räuber fand man einen Revolver, aber keinerlei Dokumente, die geeignet wären, über seine Person Aufschluß zu geben. Ein Räuber wurde in schwerverletztem Zustande nach Czenstochau gebracht; er verweigerte jedoch jegliche Aussage und erlag binnen kurzem seinen Verletzungen. Von den Passagieren des Zuges, die alle während der Schreckensszene unter den Bänken sich versteckt hielten, wurde niemand verletzt.

Unterhaltung.

Der Sepp und der Michel sitzen ganz allein auf der Ofenbank beim Wirth. Eine Stunde lang schon stiert jeder seinen Maßkrug an. Da unterbricht der Michel das Schweigen und sagt zum Sepp: „Kunnst a leicht a Maß zahl'n, wenn i' Dir G'sellschaft leist'!"

* * *

Mißverständniß.

„... Wie können Sie denn aber behaupten, Hintermoser, daß Ihnen der Muckbauer mit Unrecht gekündigt hat? Sie geben ja selber zu, daß Sie ihn vor Zeugen einen „Heuochsen" nannten! ... Haben Sie denn dem noch etwas hinzuzufügen?"

„Na, na, Herr Richter ... da thät er mi' ja glei' wieder verklag'n!"

* * *

Die Arbeitslöhne sind mehr als die Preise der Lebensmittel gestiegen. Bedauerlich bleibt nur, daß so viele Leute erst durch die Statistik erfahren, wie gut es ihnen gegangen ist.

* * *

Zu viel Denken hindert das Begreifen.

* * *

Er: „Hatten Sie hübsche Ferien?" — Sie: „Wunderhübsche! Jack unterrichtete mich im Fischen." — Er: „Fingen Sie etwas?" — Sie: „Ja, ich fing Jack."